



WALTER KEMPOWSKI, geboren am 29. April 1929 in Rostock, starb am 5. Oktober 2007 in Rotenburg an der Wümme. Er gehört zu den bedeutendsten deutschsprachigen Autoren der Nachkriegszeit. Einem breiten Publikum bekannt wurde er durch seinen Roman »Tadellöser & Wolff«, der Kultstatus erreichte und auch verfilmt wurde. Seine monumentale Collage »Das Echolot« war 1993 eine literarische Sensation und fand zwölf Jahre später mit der Veröffentlichung des zehnten Bandes, der die Bestsellerliste stürmte, ihren krönenden Abschluss. Der letzte zu Lebzeiten des Autors veröffentlichte Roman »Alles umsonst« brachte Walter Kempowski auch internationale Anerkennung. Das Werk von Walter Kempowski umfasst zahlreiche Romane, Erzählungen, mehrere Tagebücher und Befragungsbücher. Eine Übersicht befindet sich am Ende des vorliegenden Romans. Weitere Informationen zu Leben und Werk von Walter Kempowski sind zu finden unter www.kempowski.de

»Aus großer Zeit« ist Teil der sogenannten »Deutschen Chronik«, in der Walter Kempowski die Geschichte seiner Familie vom Kaiserreich bis in die 1960er-Jahre der Bundesrepublik erzählt. Neben sechs Romanen, die die Familiengeschichte schildern, wird die »Deutsche Chronik« durch drei Befragungsbände ergänzt.

»Auch in diesem Roman triumphieren Walter Kempowskis detailscharfes Erinnerungsvermögen, sein Sammler- und Nachforscherfleiß.«

Der Spiegel

»In seiner faszinierenden Collage-Technik erzählt Walter Kempowski den Kriegsverlauf – an der Front und zuhause.«

Allgemeine Zeitung, Mainz

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

Walter Kempowski

Aus großer Zeit

Roman



PENGUIN VERLAG

Der Roman erschien erstmals 1978.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.




Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen von Penguin Books Limited und werden hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2017

Copyright © 1978 beim Albrecht Knaus Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: Cornelia Niere, München
Umschlagmotiv: Interfoto/Sammlung Rauch
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978 -3-328-10107-9
www.penguin-verlag.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

FÜR FRITZ J. RADDATZ

So Ihr mich von ganzem Herzen
suchen werdet, so will ich mich
von euch finden lassen.

Jeremia 29, 13

Drei Bilder von Rostock hängen über meinem Schreibtisch:
Eine Radierung, ein Öldruck und ein Photo.

Auf der Radierung sind die Häuser dicht an die Kirchen gedrückt. ROSTOCHIUM steht in den Wolken: ROSTOCHIUM URBS VANDALICA ET MEGAPOLITANA. Links und rechts daneben geflügelte Löwen mit Adlerschnäbeln: »Anno 1620«. Die Stadt liegt an einem Fluß, der Warnow, auf dem zahlreiche Segelschiffe ankern, Fischer fischen und sogar zwei Schwäne schwimmen.

Im Vordergrund des Bildes stehen Kaufleute. Sie tragen enganliegende Beinkleider und eine Halskrause unterm Knebelbart. Die Kaufleute weisen stumm auf ihre Stadt: Es sind böse Zeiten. Wegen der Teuerung hat man besondere Gesetze erlassen müssen, daß die Käufer den Bauern nicht entgegengehen zum Beispiel und vielleicht schon auf dem Feld das Korn aufkaufen. Erst auf dem Markt darf angeboten werden, in freier Konkurrenz.

Neben den Männern, die da stumm auf ihre Stadt zeigen, stehen die Frauen in ihren langen, mit Spitzen besetzten Kleiderpyramiden. Hohe geschlitzte Puffärmel tragen sie und aufgestellte Kragen: Fein ausgewalzter Roggenmehlteig in siedendes Fett geworfen, das ist sattmachend und billig in dieser Hungerszeit.

Von einem Hündchen verbellt, streben Landsknechte mit Trommeln und Spießen der Stadt zu. Sind es heimkehrende Wächter, oder ist es die Vorhut des unerwünschten Landesherrn? Oder sind es gar die so verhaßten Dänen? Lange Federn haben sie am Hut, und zwischen den Puffbeinen tragen sie einen Ledersack, der gar nicht groß genug ausfallen kann.

Rostock: eine Mauer ist wie ein Band um diese Stadt geschlungen, einmal rundherum; sie hält die Stadt zusammen.

Von dreiundzwanzig Toren ist die Mauer durchbrochen, kleinen Giebeltoren und großen Turmtoren, auffälligen und prächtigen: Durch diese Tore atmet die Stadt.

Sit intra te concordia
et publica felicitas.

Das steht am Steintor, und das ist ein Wunsch, der wohl von Herzen kommt.

Wie alle Tore, so gibt sich auch das Steintor zur Stadtseite hin prächtig, zur Landseite ganz ohne Schmuck. Es ist mit Vortoren versehen und mit einem riesigen Zwinger. Abends lassen die Wachen krachend das Fallgatter herunter. Wer sich verspätet hat, muß im »Weißes Kreuz« Unterschlupf suchen oder auf den Wällen schlafen, wo ihn Eulen schrecken und verwilderte Hunde.

Zahlreiche Türme und Türmchen fügen sich in die Mauer oder hocken auf ihr. Sie dienen den verschiedensten Zwecken: Der Lagebuschturm dient dem Einkerkern von Übeltätern, in die Wand sind Ketten eingemauert, vier Schilling kostet das Einschließen und vier Schilling das Wiederausschließen, wenn es soweit ist. Der Vater darf kommen oder die Frau und Brot bringen oder Bier oder Stroh.

Der Blaue Turm dient zum Aufbewahren von Waffen, von Hellebarden der verschiedensten Machart, von Armbrüsten und Morgensternen. Viertausend waffenfähige Männer gibt es in der Stadt.

Rostochiensis
Sunt velut enses
Semper acuti
Proelia poscunt
Ensibus uti.

»Rostocks Bewohner sind wie die Schwerter allezeit schnei-

dig. Sie verstehen zu kämpfen, und ihre Schwerter zu nutzen.« So wird das übersetzt.

Einer der Türme hat eine Windmühle auf dem flachen Dach, das ist die Wasserkunst, die für die Verteilung des Wassers sorgt, das insbesondere die Brauer dieser Stadt benötigen.

Vier große Kirchen sind zu zählen, neben anderen kleineren. In ihnen flackern Kerzen vor geschnitzten Altären. Diese Kerzen beleben durch ihr Schattenspiel die vergoldeten Märtyrer, denen Räder beigegeben sind, Gitter und Sägen: das Marterwerkzeug, dem sie standhielten. Beter knien vor ihnen, in jämmerlicher Klage: Warum gerade ich? Warum gerade ich? Und in der Tiefe der Halle, umschlossen von huschender Finsternis, ein hageres Weib: noch gibt es Hoffnung, noch ist nichts verloren.

Linker Hand die Petrikirche, die kleinste der Kirchen, mit dem höchsten, etwas windschief gebuckelten Turm. Er dient den Seeleuten, draußen auf der Ostsee, als Landmarke, wenn sie aus Reval kommen und Felle bringen oder aus Südkarelien Holz.

Buden und Katen hat St. Petri um sich versammelt. Frauen liegen in den Fenstern und sehen den Knaben zu, die sich da prügeln. Ein Hund hüpfte die Stufen zur Kirche hinauf und pinkelt ans Portal. Die Menschen, die in den Buden wohnen, haben nicht einmal ein eigenes Bett. Und doch sind sie noch besser dran als jene, die in den Kellern hausen, ohne Licht und ohne Ofen.

Rechts neben St. Petri, etwas zurückliegend, das ist die Nikolaikirche mit dem silbernen Nikolaus im Oktogon, dem Schutzpatron der Fischer. Zu dem wird gebetet, wenn die Heringe ausbleiben oder die Makrelen. Dem wird gedankt, wenn der Mast brach und das Boot doch noch nach Hause fand.

Der hohe Turm ist eingestürzt nun schon zum zweitenmal; den Küster hat die Glocke erschlagen. Die Trümmer wurden nach Warnemünde geschafft für eine Befestigung gegen die Dänen, die immer keine Ruhe geben.

In der Mitte meines Bildes liegt die Marienkirche, ein Ungetüm mit gewaltigem Westwerk, groß genug, um drei Türme zu tragen, oben jedoch rasch und behelfsmäßig mit einem Helmchen abgeschlossen: Die Kraft reichte nicht, das Werk zu vollenden, die Ablaßeinkünfte versiegt und die Spenden auch.

Hauptanziehungspunkt für Fremde ist die große Muttergottes. Ihr Kopf ist hohl und mit Wasser gefüllt, in ihm schwimmen kleine Fische. Wenn die Fische sich bewegen, dringt Wasser aus den Augen der Mutter Maria, und der Beter meint, sie weine über seine Sünden.

Irgendwo in dieser Kirche liegt auch das Skelett eines Wal-fisches. Achtzehn Ellen lang, nicht minder bestaunt. Und hinten im Chor tickt eine astronomische Uhr, mit Sonnen-, auf- und -untergängen: Ein hölzerner Mann (es ist Julius Cäsar) zeigt mit einem Stab das Datum an.

Allhier sieht man zu aller Frist,
wie lang der Tag von Stunde ist.

Seit 1472 tut er es, und bis zum Jahre 2047 wird er es noch tun: wenn nichts dazwischenkommt. Oben über dem meterhohen Zifferblatt ziehen die zwölf Apostel auf einem Rundgang hintereinanderher, nach den Schlägen des Läutewerks: Nun danket alle Gott. Blaue und rote Gewänder tragen sie, die sind in Gold gefaßt. Der Judas kommt als letzter angeruckt, ihm knallt es die Paradiespforte vor die Nase: Nachts, wenn die Tauben, die sonst unter dem Gewölbe fliegen, oben auf der Uhr sitzen, und mittags, wenn Bürger davor stehen und den Verwandten vom Land zeigen, was das für ein Wunderwerk ist.

Weiter rechts auf meinem Bild ist noch die vornehme und ehrgeizige Jakobikirche zu sehen: Kastengestühl für die

Bürger und bequeme Stehplätze für die unflätigen Studenten, die während der Predigt essen oder Karten spielen oder gar mit Pflaumen werfen. Sie hat englische Vorfahren, die Jakobikirche: die zwölf Pfeiler sind alle verschieden; wenn man genauer hinguckt, kann man das sehen: Dom sollte sie werden, aber den Priester, der das betrieb, hat der wütende Pöbel erschlagen. Einen Bischof wollten sie nicht in ihrer Stadt.

In den engen Gassen der Stadt stehen unzählige Giebelhäuser, prächtige und weniger prächtige, mit Durchfahrt zum Hof, wo Lagerschuppen sich befinden, für Nüsse, Wachs oder Salz und die Ställe mit den Pferden und dem Vieh. Acht Meter breit sind diese Giebelhäuser, und drei, manchmal vier Stockwerke hoch: eins wie das andere. Von Dreck verkrustete Schweine wühlen auf der Straße im Unrat. Abends müssen sie eingeschlossen werden, sonst fängt man sie weg.

Der Rüstwagen eines Puppenspielers kommt dahergerumpelt. Weil »betrübte Zeiten« sind, hat es Streit gegeben. Die Puppe Polichinello hat dem Tod den Hintern gezeigt, so hat es geheißt, und Unglück werde dadurch angelockt. Ferner hätten die jungen Leute im Dunkeln Ungebührliches betrieben, und das ist wohl der wahre Grund, weshalb man sie ausweist, die Puppenspieler.

Nicht nur die Zeiten sind schlecht, auch die Jugend ist es. Das ist ganz unbegreiflich.

»Jungens sollen sich nicht zusammen rottiren, Lärm und Getümmel machen, den Leuten, welche ihrer Wege fahren, mit schimpflichen Worten nicht nachrufen, weder mit Schneebällen noch mit Koth werfen«, so heißt es in einer Verordnung aus dem Jahre 1622. »Widrigenfalls sie ins Halseisen gestellt werden sollen.« Sie sollen auch das »Tumultuiren« und Geräuschtreiben in den Kirchen unterlassen.

Die Menschen, die in Rostock wohnen, sind Schiffsbauer, Gerber, Schuhmacher oder Bierbrauer. Sie heißen Kröger, Kramer oder Kröpelin. Der Zunftmeister der Böttcher heißt Holtfreter: Aus Eiche müssen die Fässer sein, darüber hat er zu wachen, dreieinhalb Tonnen sollen sie fassen, nicht mehr und vor allem nicht weniger.

»Hiering! Frischen Hiering un Dösch!« rufen die Fischfrauen auf dem Markt und heben die schuppenbedeckte Handwaage wie ein lebendiges Standbild der Gerechtigkeit, aber niemand kommt und kauft, weil das Geld so knapp geworden ist.

Nicht weit davon kreischt ein Irrer in seinem Torenkasten. Daß man ihn nicht hinausstieß vor die Mauern, hat er seiner Abkunft zu danken. Und irgendwo sitzt in einem mit Butzenscheiben verglasten Erker ein einsamer Kaufherr – Stockfisch aus Bergen und Roggen nach Visby? –, die Speicherböden über ihm sind leer, und unter ihm das Haus ist auch leer, leer und still. Acht Kinder sind ihm weggestorben und zwei Frauen. Nichts will ihm mehr gelingen.

ROSTOCHIUM URBS VANDALICA . . . Oben über der Stadt, in den Wolken, fliegt ein Vogel. Er kommt vom Kalvarienberg, wo man weitere Vögel bemerkt, in unordentlichem Keilzug, Galgenvögel, die sich an Gehenkten sättigten. Ein dreischläfriger Galgen steht auf dem Berg, unweit der vielen emsigen Windmühlen. Wie Vogelscheuchen pendeln da zwei struppige Leichen, Brüder sind's, die lange den glühenden Zangen widerstanden haben, mit denen man sie zwickte, dem Streckbrett, den Schrauben und den Ruten. Um ihre Frauen zu retten, hatten sie widerstanden: Die Frauen hatten nichts damit zu tun gehabt, mit dem Baumfrevel, dem todeswürdigen Verbrechen.

Gleich neben dem Galgen, auf hoher Stange, ein Rad. Entspanntes Gebein hängt über den Rand, mit elf Schlägen hat man es gebrochen und durch die Speichen des Rades

gezwängt: Die Knochen speißen durch das Fleisch. Das blutig-schweißige Gesicht des Übeltäters ist erloschen. Lange hat er um Wasser und um seinen Tod gefleht. Die schweigenden Bürger haben dabeigestanden und haben die Stundenschläge gezählt: Wie lange es wohl diesmal dauert?

Rostock zweihundert Jahre später: 1820.

Gemeiner Fried – ein schöner Stand,
dadurch erhält man Stadt und Land.

Die zweite Stadtansicht, die über meinem Schreibtisch hängt, ist ein Öldruck. Das Original befindet sich im städtischen Museum, es hat einen breiten Goldrahmen.

Auf dem Feldweg staubt ein Wagen der Stadt zu, am Wirtshaus »Zum Roten Lappen« vorbei und an einer Schafherde: Der Schäfer stützt sich auf den Stock. In der grünen Kutsche sitzt einer, der lange in der Fremde war. Gegen die Sonne schützt ihn ein Leinenüberzug, der über Weidenreifen gespannt ist.

Was wird er seinen Eltern alles erzählen! Berlin, Leipzig, Dresden! In seinem Koffer hat er ein Skizzenbuch, in rotes Leder ist es gebunden, das wird er ihnen zeigen. Nichts ist verloren, nur die Zeit, sie ist dahin.

Viel Grün ist auf dem nachgedunkelten Bild zu sehen: alte Bäume, Gärten. Hoch über den Bastionen, auf denen Frauen promenieren, in weißen Kleidern, mit Sonnenschirm und kleinen Hündchen, da stehen immer noch die altvertrauten, mit Kupfer gedeckten Türme: gute Väter, gute Mütter. St. Petri, wie eh und je, dem Winde sich entgegenbuckelnd, St. Nikolai mit neuem, etwas zu kurz geratenem Turm und St. Jakobi, fremd.

Breit gelagert: die Marienkirche. Wieviel zusammengepreßtes Erdreich hält sie bedeckt! Kein Hälmchen wird in ihre Krypta dringen.

Immer noch ziehen die Apostel durch die Uhr, nun danket alle Gott, ruckend, zweimal pro Tag um zwölf. Eine Viertel-

stunde später rasseln sie zurück. Ein Spiel, das lange noch nicht endet.

Neununddreißig Altäre hat man dieser Kirche ausgerissen, das riesige Triumphkreuz und die tränenreiche Muttergottes: zerhackt und weggeworfen.

Statt der Altäre glänzt nun der Thron des Großherzogs im Westwerk, mit rotem Samtbaldachin und goldener Bekrönung. Und über dem Thron steigt eine Orgel bis in das Gewölbe hinein, 5700 Pfeifen; und oben drüber: posaunblasende Engel und eine große goldene Sonne.

Für Bildung und Volksbelustigung hat man ein Theater gebaut. »Der Einsiedler an der Warnow« wird gegeben, Pantomimen und Ballett. Die Stühle der strickenden Damen stehen schräg, so daß die Männer sie mit einem Blick überschauen können. Den Studenten mit den gewichsten und gespornten Stiefeln darf man nicht zu nahe kommen, sonst bleibt man mit den Strümpfen hängen.

»Jungens sollen nicht mit den Peekschlitten auf den Anhöhen in der Stadt fahren, widrigenfalls ihnen die Schlitten genommen, sie selbst arretiert und nach Befinden bestraft werden sollen.« So heißt es in der Stadtverordnung. Die Jugend, ja, sie ist noch immer schlimm, aber die Zeiten sind besser.

So wechselt alles ab,
Nach Krieg und Blutvergießen
Laßt uns des Himmels Huld,
Des Friedens Lust genießen.

Der Dreißigjährige Krieg mit dem Durchziehen von Kaiserlichen und Schweden, Mord, Greuel und Verwüstung: er ist vergessen.

Auch der große Brand ist vergessen, 1677, der am 4. August in der Fischergrube ausbrach, abends um neun Uhr, und sich durch die Straßen fraß. Siebenhundert Häuser brannten ab, der prächtige Fürstenhof, das Rathaus auf dem Alten Markt, die Giebelhäuser, die Fachwerkhäuser und

die Katen und Buden mit den heulenden und kreischenden Weibern: Wann dreht denn endlich der Wind?

Die Stadt ist wieder aufgebaut.

Hiering, greun Hiering un Dösch!

Das rufen die Fischfrauen auf dem Neuen Markt, und sie heben die Waage hoch, wie sie es immer taten. Der neue Vorbau vorm Rathaus ist nicht sehr schön – »schwächlicher Barock« –, aber die Prosperität hält an:

Pip, Dän', pip!

Dien Schonen büst du quit.

Die Dänen sind vergessen mit ihren Durchzügen und Plünderungen, und die Franzosen sind verschwunden, die von 1812. Keine Fuhren sind mehr zu stellen, keine Zwangswerbungen mehr zu befürchten. Kein Fliehen mehr in den Wald (wo man auf andere Flüchtlinge stößt), kein Schiff des Nachts mit abgeblendeten Laternen, kein Verbergen im Gebälk der Türme. Die zerwühlten Felder sind bestellt, der abgeholzte Wald ist nachgewachsen.

Wie der Preußenkönig dahin ist, der Mecklenburg für einen Mehlsack hielt, auf den man nur zu klopfen braucht, dann kommt Mehl heraus, so ist auch der Korse dahin.

Dreihundertsiebenundvierzig Segelschiffe zählt die Rostocker Flotte, sie ist nun die größte im Ostseeraum. Aus Eichenholz sind die Schiffe gebaut. Manche sinken schon auf ihrer ersten Fahrt und manche halten fünfzig oder achtzig Jahre: Schnelle Vollschiffe und breite, schwere Barken: auf allen Meeren sieht man sie. »Ihr habt den Wilhelm von Oranien an den Füßen aufgehängt«, behaupten die Holländer, weil die Rostocker Flagge die holländischen Farben umgekehrt zeigt, und manche Schlägerei gibt es deswegen.

Maler verkleinern Großes und vergrößern Kleines. Sie drücken die Bauwerke einer Stadt zur Komposition zusam-

men, damit es akkordiert. Auf Photos geht das nicht: Rostock 1885 – das ist das dritte Bild über meinem Schreibtisch.

Karl Steenbock

Großherzogl. Hofphotograph.

Der Häuserbrei ist zerflossen, kreuz und quer, hoch und niedrig, und in dem Häuserbrei, mit Bretterzäunen und rauchenden Schornsteinen konkurrierend, einsam die großen alten Gemäuer, kahl dem Sturmwind ausgesetzt. Wie lange soll man sie denn noch erhalten?

Die Straßen am Fluß sind aufgerissene Münder, sie schnappen nach Luft, denn die alten Tore sind abgebrochen, das Mühlentor mit seinen Vortoren (weil ein Bürger die Steine haben wollte für sein Haus), das Bramower Tor und auch das Burgwalltor mit seiner Zolleinnehmerbude davor, von dem es noch ein Photo gibt. Hier hält nichts mehr zusammen.

Auch den Zwinger hat man gesprengt, vor dem Steintor, preußische Pioniere mußten dabei helfen. »Endlich kann der Verkehr frei fließen . . .« Drei Meter dicke Mauern – das war nicht einfach.

Auch die Bastionen hat man geschleift, bis auf zwei, die sich die Bürger nicht nehmen lassen, auf denen kann man nämlich so schön spazierengehen und im Winter rodeln.

Zitra! Holt Bahn!

Wer sick nich wohrt

ward oeverkohrt!

Auf den Gräben läuft man sogar Schlittschuh, auch auf der Teufelskuhle, obwohl es da nicht ganz geheuer ist.

Die Aufsicht über den Wall hat Jochen Stut. Nähert er sich dem Oberwall, dann hört man den Ruf: »Jochen kümmt!«, und alle Jungen laufen weg, denn der Wall-diener hat eine geschmeidige Stock-Quitsche in der Hand.

Der illustrierte Stadtführer kommt mit wenigen Seiten aus: Das Johannis-Kloster ist abgebrochen, St. Michaelis

auch, diese wunderliche Kirche mit den fünf Querschiffen. Der Stadtführer verzeichnet, was übriggeblieben ist von der alten Herrlichkeit, und er rühmt den neuen im gotischen Stil erbauten Wasserturm, den Friedrich-Franz-Bahnhof und den hohen Schornstein der größten Brauerei. Er verzeichnet auch die Lokale, in denen man gut essen kann, den Wintergarten zum Beispiel oder das Hôtel de Russie: »Elektrisches Licht, Zentralheizung; Hausdiener an allen Zügen.« Daß das Sanitätshaus Frahm die besten Bruchbandagen liefert, auch das verzeichnet er.

Erste Vakuum-Dampf-Zucker- und

Bonbonwarenfabrik FRIEDRICHS.

Die Sargfabrik A.Seitz erledigt sämtliche mit einem Trauerfall verbundenen Angelegenheiten.

Kinos gibt es noch nicht in dieser Zeit. Aber auf dem Pflingstmarkt ist schon einer gewesen, mit einem Flimmerkasten. Bewegte Bilder hat er gezeigt, und die Rostocker haben »Bauklötze« gestaunt.

Die Leute, die in Rostock wohnen, Fabrikbesitzer, Handwerker oder Arbeiter, heißen immer noch Kröger, Kramer oder Kröpelin. Seit kurzem heißen sie sogar Kempowski...

I. Teil

Der Kaufmannstand war geachtet, in dem lebte noch etwas von der hanseatischen Tradition, da zog man die Mütze. Feine Herren waren das, die wohl wußten, wie man Geld verdient, die aber auch ihre Verantwortung für die Stadt kannten. P. S.

Damals sprach ja noch alles Platt, egal ob das ein Hafenarbeiter war oder ein Kapitän oder der Schiffsreeder selbst. In Rostock sprach man Platt, da war sich keiner zu fein dazu. L. N.

An unserer Ecke wohnte Konsul Brüdigam. Wenn der morgens aus dem Haus ging, guckte er erst einmal rechts und links, als ob er Wind schnuppern wollte, und dann steuerte er in Richtung Rathaus. A. Sch.

Kaufleute? Das waren ziemlich nüchterne Menschen, die mehr oder weniger ans Plusmachen dachten. Man hütete sich, bei denen anzuecken, das wär einem wohl nicht recht bekommen. V. Z.

Mein Vater hatte eine ziemlich große Ziegelei, und in der Schule, darüber hab ich mich geschämt, da war der Lehrer direkt ein bißchen unterwürfig uns gegenüber.

Die feineren Leute hatten ja auch ihren Pastor. Konfirmiert wurde unsereiner bei Pastor Magen.

»Lassen Sie auch bei Pastor Magen arbeiten?«
So ungefähr.

Ansonsten hatte die Kirche nicht viel zu melden. P. G.

In der Marienkirche hatte der Großherzog seinen Thron. Da soll er ab und zu auch draufgesessen haben. Ich weiß davon nichts. Ich weiß bloß noch, daß das 'n ganz jovialer Mann gewesen sein soll. L. Ö.

Als der Großherzog kam, mußten wir Blumen streuen. Mich fragte er: »Was willst du werden?«, und da sagte ich »Kaiserin«. – Mein Bruder sagte: »Kutscher«, dem hatte der livrierte Kutscher mehr imponiert als der Großherzog. G. F.

Meine Kusinen hatten Postkartenalben mit Fürstlichkeiten. Man tauschte die Bilder in der Schule. Den Kronprinzen, der immer fesch abkonterfeit war, tauschte man gegen das Bild der majestätischen Kaiserin. G. F.

Unsere Eltern hatten gegen den Großherzog nichts, weil sie nichts Schlechtes von ihm erfuhren. Man hatte das Gefühl, in einem absolut sicheren Staat zu leben. – Die seefahrende Bevölkerung, das hab ich damals auch mitgekriegt, war oft anderer Ansicht. K. F.

Um das Sommerschloß des Großherzogs sind wir öfter mal rumgegangen. Das war ein Nachmittagsausflug. »Ob sie wohl da sind?« rätselten wir. P. Sch.

1

Robert William Kempowski: morgens fährt er mit einer Droschke ins Kontor, langsam und nach allen Seiten grüßend, mal nach links und mal nach rechts. Die Stephanstraße fährt er entlang – die schöne warme Luft –, am Haus von Konsul Viehbrock vorbei. Geheimrat Öhlschläger hat sich Ecke Graf-Schack-Straße einen richtigen Palast gebaut, mit Turm und mit verzinktem Ritter auf dem Dach.

An der Reichsbank fährt Robert William Kempowski vorbei, wo man ihm wohlgesonnen ist, und am nagelneuen Stadttheater, in dem er eine Proszeniumsloge gemietet hat für Anna, seine Frau,

Ein Baro und ein Thermo
die fahren nach Palermo.

Durch das Steintor fährt er, wo der Kutscher absteigen muß und an das Barometer klopfen – »föllt!« –, und über den Neuen Markt, wo das Rathaus steht mit der zugebauten gotischen Fassade. Nichts weiß der Herr Kempowski von zugebauten gotischen Fassaden, und ob da oben nun sieben oder acht Türme drauf sind, das ist ihm egal. Dort unten, am Hafen, das Mönchentor und daneben seine Firma: da weiß er Bescheid, und das geht ihn was an.

Das Geschäftshaus ist ein behäbiger Bau mit einem eisernen Brunnen vor der Tür: Die oberste Schale ist für die Tauben zum Trinken gedacht, die mittlere für Pferde und die unterste für Hunde. Kein römischer Brunnen also, sondern ein Etagenbrunnen, wo jeder seins hat. Straßenjungen halten die Löcher zu, aus denen das Wasser läuft, und spritzen die Passanten. Das tun sie natürlich nicht, wenn der Herr Kempowski aus seiner Droschke steigt, der guckt sich einmal streng um, dann laufen die Straßenjungen weg.

Robert William hat einen schönen Platz in seinem Privatkontor. Es ist mit einer halbhohen Holztäfelung versehen, auf der Schiffsmodelle stehen und Photographien in verschnörkeltem Drahtrahmen.

Durch das Fenster sieht er, am Brunnen vorbei, auf die Straße, wo ein schwerer Rollwagen mit Getreide vorübergezogen wird, von dicken Pferden, es sind Kaltblüter mit ungeheurem Hinterteil und winzigem, gestutztem Schwanz; und auf das Wasser, wo skandinavische Segler ankern. So mancher hat am Bug noch eine Galionsfigur, halbnackt und bunt bemalt, und jeder hat einen Köter an Bord, der bellt, wenn einer an Land gehen will.

Der Herr Kempowski sitzt am aufgeräumten Schreibtisch, die Hände hat er auf dem Bauch gefaltet, und eine Zigarre raucht er, »Principe de la Paz«, zu Deutsch »Friedefürst«. Hinter sich hat er den gotisch verzierten Geldschrank seines Kontors mit einem großen Schlüsselloch und einem kleinen, und auf der Nase trägt er einen Zwicker aus Eisen mit »Ankertrosse«, damit er nicht herunterfällt. Schiffsmakler ist er von Beruf und Besitzer von zwei Dampfern: Die Zeiten, in denen er selber in einem Ruderboot finnischen und schwedischen Seglern entgegenpullen mußte, um Konkurrenten zuvorkommen, sind vorbei. Für so etwas hat er jetzt zwei junge Leute. Außerdem sitzt in Warnemünde auf der Westmole ein alter ausgemusterter Kapitän mit einem Fernrohr. Wenn der ein Schiff sieht, das Kurs auf die Warnowmündung nimmt, schreit er das ins Kurbel-Telephon. In Rostock bereitet man dann die »Kannosemangs« vor, die Frachtpapiere also, und schlägt in einem Heft den Namen und den Vornamen des Kapitäns nach, damit man ihn persönlich begrüßen kann. Das Heft ist ein Wachstuchheft, und darin steht verzeichnet, was der Kapitän gern trinkt, und ob er verheiratet ist und »gegen wen«.

Robert William Kempowski guckt einerseits durch das Fenster nach draußen und andererseits durch die Glastür

nach drinnen, wo die Angestellten an ihren Stehpulten, einer hinter dem andern, auf Reitschemeln, mit gebeugtem Rücken schreiben, *seine* Angestellten. Gladow, der alte Buchhalter, Sodemann, der dicke Prokurist, und die jungen Leute in ihren Sonntagsanzügen.

Die Lehrlinge treiben ihren Jokus mit Gladow, dem siebenzigjährigen Buchhalter, der mit seinem Vollbart aussieht, als wäre *er* der Chef. Sie heben sein Jackett hoch und tun so, als ob sie ihm was hintenvor geben wollten.

Wenn der alte Herr Kempowski, der noch gar nicht so alt ist, das sieht, oder wenn er sieht, daß Gladow wieder einmal einnickt, dann wirft er seinen Federhalter gegen die Glasscheibe der Tür und macht Geldzählbewegungen mit Daumen und Zeigefinger: daß das *sein* Geld ist, was da vertrödelt wird, und daß *er* sich *auch* nach der Decke hat strecken müssen, damals in Königsberg, als sein Vater alle fünf Segelschiffe einbüßte, in einem Jahr . . . Nichts ist ihm geschenkt worden, barfuß ist er gelaufen als Kind.

Gladow ist fast fünfzig Jahre in der Firma, er hat noch die Anfänge miterlebt, als das Kontor noch eine Kneipe war und der Makler nebenher Bier ausschenkte. Padderatz hatte der geheißen, und »Lütt betting gewen« war sein Rezept gewesen, und damit war er gut zurechtgekommen. Daß das *sein* Geld ist, sagt Robert William Kempowski zu Gladow, und *seine* Firma, daß die *ihm* gehört, und er sagt es sehr laut, und Gladow blickt dann mit seinen schönen blauen Warnow-Augen stoisch in die Ferne. Er streicht sich mit den Händen durch den Altmännervollbart, und die unbewegten Lippen murmeln irgend etwas vor sich hin, nichts Freundliches, soviel ist sicher.

Abends holt ihn seine Frau ab: »Na, Olling? Wo oft büst du hüt weder in de Schiet follen?«

Der dicke Sodemann wiegt zwei Zentner fünfzig, der Hintern quillt an den Seiten des Schemels über. Er spricht hochdeutsch so, wie ein Plattdeutscher sich das Hoch-

deutsche vorstellt. »Helsinski«, sagt er, und die Bauchbinde macht er nicht ab von der Zigarre. »Wei'ck nich« und: »Kann'ck nich ännern«, das sind die Worte, die man am häufigsten von ihm hört. Manchmal auch: »Ich stelle lediglich fest . . .«

Zum Frühstück geht er mit Gladow natürlich zu Alphons Köpcke, er, der Dicke, mit Gladow, dem Alten, zum »Stammtisch zur fröhlichen Teekanne«, der in einem exotisch ausgeschmückten Hinterzimmer einer Kneipe tagt: Mal sehen, wer alles da ist. Kapitän Saatmann vielleicht, aus Ribnitz, der dem Lokal eine indonesische Tanzmaske verehrt hat, oder Rübesahm aus Emden, der einen ganz gewöhnlichen Wackerstein zum versteinerten Arsch einer Südseeinsulanerin erklärt hat.

Prost!

Wer nix hätt,
de host!

Mal sehen, wer alles da ist, und dann den Magen etwas anwärmen, was ja auch nicht schaden kann.

Der Herr Kempowski hat inzwischen seine Uhr aufgezogen und in den verschnörkelten Drahtständer gestellt, da vor sich, auf dem Schreibtisch. Daß die Frühstückspause jeden Tag länger wird, denkt er, und das wundert ihn. Da war das in Königsberg aber ein anderer Schnack.

Rechts unten, in seinem Schreibtisch, steht eine kleine Flasche Genever, von dem gießt er sich einen ein, und als er hochguckt, sind die beiden da drüben gerade zurückgekommen.

Sie gucken natürlich nicht herüber, denn ihr Chef schüttelt deutlich sichtbar den Kopf, und die Uhr nimmt er aus dem verschnörkelten Ständer und zieht sie nochmals auf.

Zwei Schiffe hat der Herr Kempowski. Die Namen der beiden Dampfer, die in England gebaut wurden und gute englische Maschinen haben, sind »Consul« und »Clara«,

nicht etwa »Robert« oder »Anna«. Nein. Nach sich und den Seinen will er sie nicht nennen, denn: »*Ick weet ja, wie ick heit, un mine Fru, wie de heit, dat weet ick ook.*« Nach Konsul Besendiek hat er den »Consul« genannt und nach Clara, dessen Frau, weil man für den immer so schöne Befrachtungen macht, Holz nach Lübeck zum Beispiel, und das fast jede Woche. Den kann man dadurch an sich binden.

Ein drittes Schiff, die »Henriette Schübler«, war nur kurz im Besitz der Firma, ein Seelenverkäufer, der quasi nur noch durch den Ölfarbanstrich zusammengehalten wurde. Es konnte noch kurz vor der Klassifikation nach Griechenland verkauft werden, und zwar mit knapper Not.

Für das Geld hat man sich das schöne Haus von Gütschow gekauft, in der Stephanstraße. Von Gütschow, dem Weinhändler, der gerade Bankrott gemacht hat.

»Kempowski! Gahn's mi ut'n Wech!«

Zwei Jahre nach dem Verkauf sinkt die »Henriette Schübler« mit Mann und Maus, so wie die fünf Segler sanken, die den Königsberger Kempowskis gehörten, 1875, alle in einem Jahr.

»Wie sie so sanft ruhn, alle die Toten«, sagt der alte Herr Kempowski, der noch gar nicht so alt ist, wenn man auf die Segler seines Vaters zu sprechen kommt, deren Bilder jetzt in seinem Kontor hängen, neben dem Bild der »Henriette Schübler« und neben dem des »Consuls« und der »Clara«. Damals, als sie sanken, ist er von Königsberg nach Rostock gegangen, weil er es nicht mehr aushalten konnte, daß sein Vater immer nur Zeitung las, den ganzen Tag. Mit dem Ruderboot ist er den Schiffen entgegengefahren, bis er Anna kennenlernte, Anna Martens, die dreißigtausend Goldmark besaß, und davon hat er sich die Firma dann gekauft, *seine* Firma, wie er immer wieder sagt. Seine »ewig junge Braut, die täglich umworben sein will«. Und nun können seine jungen Leute den Schiffen entgegenrudern, zum Donnerwetter noch mal.

Als Makler macht Robert William Kempowski gute Geschäfte, alle Rostocker Kohlenhändler beziehen ihre Kohlen durch ihn – ausgenommen die Firma »Glückauf« – Natureis aus Norwegen importiert er und Papierholz aus Finnland.

»Wenn einer ein Pferd kaufen will, und Sie haben kein Pferd, dann müssen Sie ihm eben einen Esel verkaufen«, sagt er, und danach handelt er.

Daß Otto Bellmann Vermittlungsgebühren bekommen hat, steht hin und wieder in den großen Kontobüchern, in Gladows gestochener, schwungvoller Schrift. Einen Otto Bellmann kann man aber beim besten Willen in keinem Adreßbuch finden, da sucht man sehr vergebens, und Gladow wird so lange im Geschäft bleiben müssen, bis er eines Tages »umfällt« und nie wieder aufsteht.

Anna Kempowski, geborene Martens, fährt mit einem eleganten Coupé zur Stadt. Sie gibt das Geld aus, das Robert William verdient, und sie hat ein Recht dazu. Aus der Gosse hat sie ihn aufgesammelt, das sagt sie in hitzigen Stunden, ohne sie wär' er ja verkommen! Ein schwarzes Kostüm trägt sie, mit Hermelinbesatz, sehr elegant.

Wo hängt der größte Bilderbogen?

Beim Kaufmann, Kinder, ungelogen . . .

Sie fährt zu Krüger, dem Delikatessenhändler, in der Blutstraße. Ein ausgestopfter Wildschweinkopf hängt über der Tür. Ein langer, schmaler Laden ist es, in dem es nach Ananas riecht und auch nach Gänseschmalz.

Wenn Anna den Laden betritt, dann schiebt sich der alte Krüger mit seiner blutigen Schürze aus dem Hintergrund nach vorn. Man sieht ihm an, daß es ihm selbst gut schmeckt: den herrlichsten Käse hat er und die wunderbarsten Landmettwürste.

»*Die* ist aus Groß-Viegehn«, sagt er, »und *die* aus Hohen-Sprenz.«

Anna probiert Würste und auch die Buttersorten. Auch vom Obst werden Proben genommen, obwohl man das Obst nicht von Krüger bezieht, sondern von »landeinh«.

Was sie sich aussucht, wird gebracht, und wenn es nur ein Viertelpfund Salami ist. (Meistens ist es mehr.) Vom Bezahlen kann keine Rede sein, alles wird angeschrieben, und zu Neujahr kommt die Rechnung dann ins Haus, und auf der Rechnung steht: »S.H.« oder »I.H.«, je nachdem: »SeinerHochwohlgeboren« oder »IhrerHochwohlgeboren«.

Zwei Kinder haben die Kempowskis, ein Photo zeigt den kleinen Karl mit seiner Schwester Silbi.

GLOBUS-ATELIER 1904

Specialität: Vergrößerungen
aller Art.

Eigentlich heißt sie Sylvia. Für fünf Pfennig Studentenfutter hat sie in der Tasche: sie muß immer was zum Knabbern haben. Dunkle Augen und ein verschmollter Mund. Im Haar eine Schleife aus kariertem Taft.

Korl, min Soehn,
haal Appels von'n Boen!

Bei gutem Wetter sitzen die beiden auf der Schaukel, eng umschlungen, oder Karl sitzt, und Silbi steht über ihm und holt Schwung und hüllt ihn ganz ein in ihr weißes Kleid. Ob der Haken da oben wohl hält?

Stribold, der kleine schwarze Hund, auf dem Jahrmarkt für dreißig Pfennig gekauft, rennt immer drei Schritte vor und zurück, je nachdem. Das mag er nicht, daß die beiden da hin und her schaukeln. Sie sollen anhalten und ihn mit draufnehmen.

Im Herbst, wenn die Blätter vom Birnbaum herabwehen und vor der Kellertür einen Strudel machen, sitzen sie in der Veranda, wo sie Bilderbögen ausschneiden, ein Dorf mit Kühen, Hühnern und Schweinen und aus dem Wald kommenden Rehen.

Regen trommelt auf das Teerdach und klatscht an die Fensterscheiben, und Karl und Silbi essen Leberwurstbrote, immer eins nach dem andern, und trinken kalte

Milch. Die Kühe und die Schweine werden mit ihrem umgeknickten Sockel auf Pappe geklebt, und wenn man den Kopf auf die Tischplatte legt, dann sieht das aus wie ein richtiges Dorf: Große Bauernhäuser und kleine Tagelöhnerkaten, Ställe, aus denen Pferde herausgucken, und Wäschepfähle mit flatternden Hemden und Hosen an der Leine.

Im Winter wird das Dorf vor das Haus getragen und angezündet. Da gucken alle zu.

Abends, wenn der Wind ums Haus heult und am Dach rüttelt, kriechen sie zusammen ins Bett. Wie das damals war, als das Holzlager brannte, nachts vor dem Petritor, das erzählen sie sich wieder und wieder, der ganze Himmel rot und das Blasen und Schreien der Menschen. Aus dem Bett hatte der Vater sie geholt, und fröstelnd hatten sie am Fenster gestanden und sich das angeguckt.

Aus Oberbetten und Plumeaus wird eine Höhle gebaut, und dann werden Ziehbilderbücher besehen, mit Enten, die den Kopf ins Wasser stecken können. Oder Klappbücher: ein Mann sitzt auf einem Pulverfaß und raucht Pfeife. Klappt man den Mann zur Seite, dann liegt darunter ein Bild vom Pulverfaß, wie's gerade explodiert.

Unzerreißbare Bilderbücher sind das:

Giri-giri
schnabulieri
buh!

und unheimliche: der Pelzmärtel, der den Sack voll unartiger Kinder hat.

So ergeht's dem Bösewicht,
der statt Wahrheit Lüge spricht.

An den Pelzmärtel muß Karl die ganze Nacht denken, und auch später noch, als er schon groß ist, muß er an ihn denken. Und daran, wie er so sanft und mollig mit Silbi in der Betthöhle gelegen hat, und daß der Wind draußen heulte.

Mein Name ist Maria Jesse, mein Mann war Tierarzt, der ist schon 1920 an einer Sepsis gestorben. Wie Sie sehen, bin ich fast blind, bitte treten Sie näher und setzen Sie sich hier hin.

Über Rostock wollen Sie also was wissen und, wie ich vermute, über die Kempowskis.

Ich will mal so sagen: Rostock war gar nicht verkehrt, Rostock war vor Neununddreißig eine klein-nette Stadt. Bevor die ganzen Heinkel-Leute aus Sachsen und Thüringen da anreisten, all die Ingenieure und Techniker, als man noch unter sich war, da war das eine urgemütliche Stadt. Sechzig Jahre hab ich dort gewohnt. Sie hatte nichts Besonderes zu bieten, diese Stadt, aber sie war geliebt von allen, die sie kannten. Eine Mischung von Hafen, Universität und Land.

Neulich hab ich erst wieder einen Herrn gesprochen, im Zug, als ich zu meinem Sohn nach Mannheim fuhr, einen Herrn, der in Rostock studiert hat.

»Aus Rostock sind Sie?« sagte dieser Herr. »Ach, in Rostock hab ich die schönsten Jahre meines Lebens verlebt«, und dann erzählte er, wie er da studiert hat, und daß sie als Studenten immer nach Warnemünde gefahren sind und dort am Strand gelegen haben und so weiter.

Rostock war eine urgemütliche Stadt. Einerseits war die Stadt so klein, daß man sich kannte, andererseits so groß, daß man inkognito leben konnte, wenn man das unbedingt wollte. In Rostock kam nicht gleich alles an die große Glocke.

Die Familie Kempowski, ich will mal so sagen, die gehörte nicht gerade zur allerersten Garnitur. Ich wohnte gegen-

über und hab die ganze Tragik von Gütschow miterlebt, von Gütschow dem Weinhändler. Wie er sich zuerst dies wundervolle Haus gebaut hat und dann alles verlor.

»Sehen Sie mal, Frau Jesse, dieser schöne Erker«, das hat er zu mir gesagt: »Da sitz ich denn und guck zu Ihnen rüber . . .«

Ich hab miterlebt, wie sein Geschäft kaputtging und seine Frau ihm weglief. Alles brach zusammen, der arme Mann. Ich hab ihn so bedauert! Nachts kam er hinten ans Haus und hat geklopft und hat mir sein MEYER-Lexikon gebracht und sechs Meter Chinaseide, damit das nicht auch noch gepfändet wird.

Kempowski hat ihm das Haus abgekauft, aus dem Konkurs heraus, für einen Pappenstiel. »Abgeluchst«, wie ich wohl besser sagen sollte. Weggeschnackt. Geld hatt' Kempowski ja, und zwar im richtigen Moment, und reden konnt' er für drei, und da klappte das dann. Gütschow muß' ja froh sein, daß sich überhaupt einer fand, und so schnell.

Ich seh sie noch einziehen, die Kempowskis, das muß um 1900 gewesen sein, die Linden waren noch klein, eben angepflanzt, jetzt sind einige davon schon wieder gefällt. Gütschow hinten raus, und die Kempowskis vorne rein, so ungefähr. Mit drei Möbelwagen kamen sie, voll Sessels und Sofas und was weiß ich nicht noch alles. Dreizehn Uhren hatten sie, Standuhren, Wanduhren, und diese kleinen Pingeldinger unterm Glassturz. Da fragte man sich denn doch: Ist eine nicht genug? Müssen das nun wirklich dreizehn Uhren sein? Und zwei Flügel? Und drei Hunde?

Die Hunde waren ja derartig wild, wenn die mal draußen herumliefen, konnt' keiner vorbei. Mein Berti kam mal rein und sagt: »Kempowskis Hunde sind draußen!« Der traute sich nicht zur Schule, so hat er sich gefürchtet.

Und überall haben sie hingemacht, und Frau Kempowski lachte denn noch.

Nee . . .

Und als Stribold mal krank war, einer der drei Hunde, sind

sie mit dem nicht etwa bei meinem Mann gewesen, wo wir doch gegenüber wohnten (das war noch das schönste), sondern bei Dr. Wagenmast in der Langen Straße.

Gütschow hat mich später noch so manches Mal besucht, wir haben am Fenster gestanden, hinter der Gardine und haben geguckt, was da so aus und ein geht. Oh, ich kann Ihnen sagen, das war ein Betrieb! Von links und von rechts kamen sie, alle möglichen Lieferanten und Boten mit Paketen und Schachteln, mit Kuchenbrettern und mit Blumensträußen, riesigen Dingern. Manchmal sogar ein Messenger Boy in Pagenuniform, mit Käppi auf dem Kopf. Was der da wohl zu melden hatte!

Und dann Besuch, jeden Tag, morgens, mittags und abends. Besuch, Besuch, Besuch. Man wußte schon: Da will einer zu Kempowskis, der sieht ganz danach aus.

Herr Kempowski hatte eine Kutsche mit zwei schönen Pferden, und seine Frau hatte extra noch einen Dogcart oder wie man diese Dinger nennt. Gütschow hat oft gesagt: »Hochmut kommt vor dem Fall.« Und: »Ich bin ja verrückt gewesen, das schöne Haus.« Und: »Nun gucken Sie sich das mal an.«

Anna Kempowski kam an sich aus guten Verhältnissen, sie war eine geborene Martens, eine Tochter von Dr. Martens aus der Koßfelderstraße. Das war ein netter alter Herr mit'm grauen Paletot und einem runden Hut. Der stocherte immer mit'm Handstock im Pflaster rum, ob da vielleicht ein Stein locker ist, und wenn da einer locker war, dann schrieb er sich das auf und meldete das, damit da keiner hinfällt. In heutiger Zeit hätt' der nicht leben dürfen, da hätt' er viel aufzuschreiben gehabt.

Dr. Martens starb 1903, und seine Frau kam ins Heilig-Geist-Hospital, die war nicht ganz richtig, die zog sich immer aus, am hellichten Tag, unter allen Leuten. Von der hat Anna Kempowski wohl den Sparren her: dieser Umstand allein, wenn sie ausfuhr! Gott, war das ein

Theater! Die Mädchen liefen rein und raus. Dies und das noch, und der Kutscher fragte dann auch, ob's so recht ist, ich weiß gar nicht, wie ich das beschreiben soll. Die Passanten auf der Straße blieben direkt stehen, und das sollten sie wohl auch.

Ich hab ja immer alles gesehen, von meinem Fenster aus: Die Kempowskis waren richtig ein Fremdkörper in unserer Straße; links und rechts, alles feine Leute, die Kempowskis waren direkt gewöhnlich, möcht ich sagen, und: so oben hinaus.

Abends, wenn da Feste gefeiert wurden? Dies Türengelklappe und Gejuche? Und immer bei offenem Fenster Klavier gespielt? Das war, ich will mal so sagen, für Rostock eigentlich ziemlich ungewöhnlich. Zum Geburtstag oder beim Jubiläum, da kann man feiern, meinetwegen, aber doch nicht mitten in der Woche! Gütschow hat manches Mal zu mir gesagt: »Was war denn gestern wieder los?« Was soll schon los gewesen sein? Gefeiert haben sie, immer einen Hopphei nach dem andern.

Ich hab immer gesagt: »Das geht nicht gut, das *kann* nicht gutgehen«, und ich hab recht behalten.

Herr Kempowski selber, der alte Herr, ich will mal so sagen, der war an sich nicht verkehrt. Hat immer freundlich Guten Tag! gesagt, wenn er mich sah – er hatt's ja mit den Damen –, hat mit Grandezza den Hut gezogen, ganz kavaliersmäßig und immer so'n bißchen spaßig. Und als Berti studieren sollte, 1921, hat er mir Geld geliehen. Er war an sich, ich will mal so sagen, ein einfacher Mann, auch'n bißchen gewöhnlich, aber das Herz auf'm rechten Fleck. Als ziemlicher Habenichts war er nach Rostock gekommen, irgendwie ganz undurchsichtig, weiß nicht, was das für Verhältnisse waren.

Einfach war er und sehr direkt. Einen Priem hat er mir mal angeboten, schnitt sich selbst einen ab und fragte mich, ob ich auch einen will!

Ich hab lange Jahre einen Papagei gehabt, mein gutes

Lorchen (ich besitze noch ein Photo von ihm), *einen* Papagei, nicht *drei*. Der saß im Sommer immer draußen, auf dem Zaun, bei gutem Wetter natürlich, und ich saß in der Fliederlaube, wir haben miteinander geschnackt und haben rübergeguckt, also da war aber auch was zu gucken, das war 'ne richtige Tagesbeschäftigung.

Ein bißchen peinlich war schon, daß mein Lorchen, wenn Frau Kempowski drüben erschien, immer »Ogottogottogott!« rief. Das hatte er sich wohl abgehört.

Nein, die Kempowskis gehörten nicht zur guten, alten Rostocker Gesellschaft. Gute Gesellschaft ist still und bescheiden und einfach und nicht so aufgeladen und nach draußen. Und man sieht ja auch, was daraus geworden ist. Ich hab noch bis 1972 in Rostock gewohnt, in meinem Haus, in der Stephanstraße, und bin dann ordnungsgemäß und mit allen Sachen ausgereist, was weiß Gott nicht einfach war. Aber die Kempowskis? Weggepustet ohne Spur.

Einmal kam die hohe Frau ganz plötzlich bei mir an und schenkte mir einen Strauß weißer Rosen, so übern Zaun rüber und aus heiterem Himmel. Ich wußte gar nicht, wie mir geschah! Rauscht über die Straße und drückt mir den Strauß weißer Rosen in die Hand! Was das nun wieder sollte?

Völlig unberechenbar.

Vielleicht hatt' sie'n schlechtes Gewissen, denn ich sah das ja immer, was da »nach Feierabend«, wenn ich so sagen darf, aus und ein ging. Das schlich sich denn so ran und wutsch hinein. Und denn ging bald das Licht aus; nur in ihrem Zimmer, da brannte es dann noch.

Die Zeiten sind vorbei, in denen Karl auf dem Schoß seines Vaters sitzt und den »Zuckerfisch« aus dessen Kaffeetasche essen darf.

Korl, Korl, Piep Tobak,
gah na de School un lihr di wat.

Den Zuckerrest auf dem Grund der Tasse, genau ein Löffel voll, der angenehm nach Kaffee schmeckt.

Karl geht jetzt in die Privatschule von Fräulein Seegen, er geht, und zwar zu Fuß, das hat was mit körperlicher Er-tüchtigung zu tun. Fahren braucht man nicht zu lernen, das kann man eines Tages ganz von selbst.

Die Stephanstraße bummelt er entlang, da kommt die Pferdebahn angezuckelt, zwölf Sitzplätze und neun Steh-plätze hat sie, keinen mehr und keinen weniger. – Vor dem Friseurladen RISSE steht Herr Risse und guckt in die Sonne. Eine spezielle Schnurrbartbinde hat er erfunden, die schnackt er jedem an. Über ihm der Friseursteller aus Messing ist blank geputzt, der pendelt im Wind.

Über die Reiferbahn muß Karl gehen, wo früher mal der Galgen stand. Jetzt drehen hier unter dem Schatten von Kastanien Männer mit tätowierten Armen Seile. Vor dem Bauch tragen sie einen Hanfballen, aus dem sie die Fäden herauszupfen. Sie gehen rückwärts und drehen sie zu-sammen.

Nach frischem Tauwerk riecht das und nach Teer.

Fräulein Seegen hat ihre Schule in der Friedrich-Franz-Straße, in einem kleinen weißen Haus mit grüngestrichenen Fensterrahmen. Der Türklopfer hat die Form eines Seepferdchens, den darf man aber nicht benutzen, weil das zu laut ist.

Auf der dunklen Diele – elektrisch Licht gibt es hier noch nicht (»krieg bloß keinen Schlag!«) – hinter einem alten geschwungenen Schrank, steht manchmal einer, der »vorlaut« war. Der muß hier neben dem Schrank stehen und warten, bis er wieder hineindarf und an dem Unterricht über Windmühlen, Kaffee-, Pfeffer-, Papier- und Pulvermühlen teilnehmen. Eine alte Hauskatze, die die Beine unter sich genommen hat, schaut ihn unverwandt an. Links neben der weißen Treppe, die mit einem Schwung in das obere Geschoß führt, befindet sich das Klassenzimmer, das einzige Klassenzimmer dieser Schule, in das Karl damals, am ersten Tag, mit seinem nagelneuen Seehundsfell-»Tornüster« nicht hineingehen wollte. Alles Schieben und Ziehen half nichts, und auch nicht, daß eines der etwas größeren Mädchen ihn bei der Hand nahm. Saftspeise gäb's da drinnen, hat man ihm schließlich erzählt, und das hat funktioniert.

Ein dunkles Klassenzimmer ist es, die große Linde im Vorgarten hält das Licht ab. Wer zu leise spricht, muß sich unter diese Linde stellen und von dort aus vorlesen oder sein Gedicht aufsagen, das ist die Methode von Fräulein Seegen.

Vorne steht die rostige Schiebetafel, mit einem Gewicht hinten dran, das hinuntergleitet, wenn man die Tafel hochschiebt.

Rauf, runter, rauf!
i-Tüttel drauf!

Ein mit Holzfarbe gestrichener Schrank steht in der Ecke, mit einem Glas obendrauf, in dem eine tote Schlange schwimmt. Er wird von einem krummgeschlagenen rostigen Nagel zugehalten; darin liegen die großen Rechentafeln nach »Kühnel«, ein Brocken Kreide von der Insel Rügen, zwei Schlüssel, von denen man nicht weiß, wo sie hingehören, alte Hefte und eine Apothekerwaage, deren Gewichte schon lange fehlen.

An der Wand hängt eine Schautafel: »Auf dem Hühnerhof«, mit Hahn, Henne und Küken, die gemeinsam einen Wurm zerpicken. Oben in den Wolken hält der Habicht Ausschau, ob er die Kleinen da unten nicht vielleicht erwischen kann, die Hühner haben ihn noch nicht bemerkt.

Bei Fräulein Seegen lernt Karl Schreiben und Lesen und vor allem natürlich Rechnen: »Eins und eins ist zwei« zunächst und später dann, daß 17 Schock Eier soundsoviel Mark kosten: »Wieviel kosten dann zwei Mandeln?« Auf der Schiefertafel wird das gerechnet, mit einem Schiefergriffel, nicht mit einem Milchgriffel; die weichen Milchgriffel gibt es zu dieser Zeit noch nicht.

Zur Schiefertafel, die in einem Holzrahmen gefaßt ist und auf der einen Seite Karos und auf der andern Seite Linien hat – sie knackt leicht kaputt –, gehört eine lackierte Schwammdose aus gepreßter schwarzer Pappe mit einem Blumenbild obendrauf. Und die Griffel, die mit silbern gemusterten Papierumhüllungen versehen sind, liegen im doppelstöckigen, ebenfalls mit Blumenbild versehenem Griffelkasten. In diesem Griffelkasten liegt auch der Federhalter mit der »Federpose« für Ersatzfedern und der wie ein kleiner Fächer zusammenklappbare Federwischer aus gelbem Waschleder.

Schreiben, Rechnen, Lesen. Und natürlich Religion.

»Was tat Jesus, als er zwölf Jahre alt war?«

In Religion darf man nicht lachen, das wissen sogar die Abc-Schützen, auch wenn das Lachen der Katze gilt, die draußen aufs Fensterbrett gesprungen ist und mit dem Pfötchen an die Scheibe rührt, in Religion muß man ernst sein: Der Einzug in Jerusalem, wie sie da auf die Palmen geklettert sind, um Jesus zu sehen, und »Hosianna!« geschrien haben, und ein paar Tage später wollen sie schon nichts mehr von ihm wissen.

Die Austreibung aus dem Tempel: Kleine Bildchen werden ausgegeben, auf denen man Jesus mit einer Geißel zwischen den Wechslern herumfuhrwerken sieht. Die Taubenkörbe sind aufgesprungen, und Lämmer laufen frei herum: Das viele Geld, das von den Tischen rollt, tut einem direkt leid, und: daß sie sich nicht wehren, diese sehr kräftig geratenen Wechslertypen mit den dunklen Bärten, und daß der milde Jesus derart in Rage gerät, das wundert einen.

Wenn mal »Singen« ist, müssen die Kinder auf den Tischen sitzen, die Beine auf der Bank. Fräulein Seegen sitzt dann am Klavier, und weil sie den Kindern den Rücken zudrehen muß beim Spielen, holt sie zuvor ihre Schwester, die auch Fräulein Seegen heißt, aus der Küche. Ein größeres Mädchen muß inzwischen die Erbsensuppe umrühren, und das andere Fräulein Seegen setzt sich mit dem Strickstrumpf an die Tür und guckt die Kinder ernst an, wenn sie da singen.

»Koarl, ick seih di!«

»Ick di ok.«

Ehe das richtige Fräulein Seegen mit dem Spielen der Lieder beginnt, schlägt sie erst einmal einen Arpeggio-Tusch an, ob das noch geht mit den Fingern, und das Klavier, ob das noch funktioniert. Mit Spucke wird ein Fleck weggewischt: so, nun kann's losgehn.

Oh, du lieber Augustin, Augustin, Augustin,

Oh, du lieber Augustin, alles ist hin!

Das ist ein leichtes Lied. Es ist aber auch ein ärgerliches Lied. Daß der nicht besser aufgepaßt hat auf das Seine. Das ärgert einen. Hat er's denn vertrunken? Oder gar verspielt? – Unverständlich. Und dann noch im Dreck zu liegen?

Da ist das Lied von der Mühle schon angenehmer zu singen.

Es klappert die Mühle am rauschenden Bach . . .

Der gute, wohlhabende Müller, wie er da so freundlich in der Tür steht, die Hände überm Bauch gefaltet. Auch darf

man dabei in die Hände klatschen, was der ganzen Sache mehr Abwechslung verleiht.

Das richtige Fräulein Seegen hat einen riesigen Hut auf dem Kopf, aus Stroh, mit falschen Veilchen darauf. Die Jungen stoßen manchmal dagegen, dann steht er schief.

Gute Leistungen und Fleiß im Schreiben oder Rechnen belohnt sie mit Briefmarken: »Deutsch-Neu-Guinea 3 Mk Schwarzviolett«.

Wenn die *ix* alle in einer Reihe stehen, ganz exakt, und auch kein einziger Tüttel auch nur einen halben Millimeter größer ist als der andere – die Mädchen können das besser – und wenn die Rechenkästen genau ausgezählt sind und unten und oben ein Rand freigelassen ist (ob die Aufgaben stimmen, ist weniger wichtig), dann gibt es solche Briefmarken. Nach vorn muß man kommen, aufs Podium steigen, und Fräulein Seegen öffnet das Katheder und holt die Blechschachtel, in der die Briefmarken liegen, heraus, schließt die gen Himmel gerichteten Augen und ergrabbelt eine von den kleinen bunten sehr begehrten Dingen:

Seid einig, einig, einig!

Manchmal grabbelt sie auch eine Haarspange statt einer Briefmarke, das soll dann ein Scherzchen sein, und darüber muß man lachen, das will Fräulein Seegen so, aber nicht zu doll lachen, sonst wird die Blechschachtel zugeklappt, und es gibt »nie wieder« Briefmarken, weil man zu ausverschämt und frech war. Nicht?

Das Album bringt zu Hause der Geburtstagsmann. Landkarten sind ihm beigegeben, damit man weiß, wo die deutschen Kolonien liegen, die gerade erst erworbenen: Deutsch-Südwest, Togo und Kamerun links, Deutsch-Ostafrika rechts. Merkwürdige, wie mit dem Lineal gezogene Grenzen. . .

Die deutschen Kolonien, in denen den dummen Negern vom Heiland erzählt wird, daß der sie erlöst hat von ihren Sünden und daß sie an ihn glauben sollen, dann wird alles gut.

Auch im Stillen Ozean gibt es deutsche Kolonien. Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg. Vergebens wird die Karte abgesucht, ob's nicht vielleicht auch ein »Neu-Rostock« gibt.

Wenn »Körling« eine Briefmarke geschenkt bekommen hat – »Körling« ist der Spitzname für Karl –, dann läuft er im Trapp nach Haus, und im Tornister klötert der Griffelkasten, und die Männer, die auf der Reiferbahn die Stricke drehen, sehen sich um.

Was das Lesen betrifft: Obwohl die Briefmarken locken, zeigt Karl nicht den leisesten Ehrgeiz. Schließlich schickt man ihn jeden Nachmittag mit dem Kinderfräulein, nach dem Essen, wenn die Eltern ihre Ruhe haben wollen und sich mit der Lesemappe auf ihr Zimmer zurückgezogen haben, zur Fischerbastion, wo die alten Kanonen stehen, auf denen man reiten darf – in ihren Mündungen nisten wohl auch Spatzen –, auf die Fischerbastion, wo sogenannte Fahrensleute sitzen, die auf den Hafen hinuntergucken, auf die Schoner, Ewer und Dampfer, und sich Geschichten erzählen, die allesamt erstunken und erlogen sind: an den Mastspitzen zählen sie ab, wieviel Schiffe im Hafen liegen.

Auf der Fischerbastion muß Körling dem Kinderfräulein was vorbuchstabieren, und zwar, das hat man sich so ausgedacht: aus Coopers Lederstrumpf. Diese Methode hat Erfolg, die Namen Chingachgook und Nattibumpo hat er bald heraus, und den Rest des Lederstrumpfs, den liest er dann allein.

Sonntags geht das Kinderfräulein nicht zur Fischerbastion, obwohl sie es eigentlich sollte, sonntags wird in den »Schuster« gegangen, in ein »Bums«-Lokal, in dem Arbeiter sitzen, mit tätowierten Armen, die schlechte Zigaretten

rauchen. Im »Schuster« wird nicht buchstabiert, im »Schuster« wird getanzt.

Lott' is dot, Lott' is dot,
Jule liegt im Sterben,
loat ehr man, loat ehr man,
dor gifft dat nix to erben.

Körling darf natürlich nicht verraten, daß das Kinderfräulein hier tanzt, der sitzt in einer Ecke und kriegt Schokoladentaler reingestopft und Katzensungen, und zwar so viel, daß er abends nichts mehr essen kann.

Eines Tages kommt das raus: Da muß das Kinderfräulein dann gehn. »Sie haben uns aber sehr enttäuscht!« wird gesagt, und an der Tür wird stehengeblieben und nachgucken tut man ihr, wie sie sich da entfernt. Fehlte nicht viel, und man wiese ihr gebieterisch die Richtung.

Das Personal wird oft gewechselt. Das ist bei Anna Kempowski nun mal so. Man gibt sich die Türklinke in die Hand. Abends zu lange wegbleiben, das ist ein Grund, oder freche Antworten geben. Eine hat auch mal gestohlen, vom kalten Braten hat sie was mitgehen heißen, und ihrem Freund hat sie's gegeben, in der Kaserne.

Die meisten Mädchen stammen vom Lande, breithüftig und mit roten Fingern. Sie sind gerade vierzehn, wenn sie eingestellt werden. Giesing Köhler weint den ganzen Tag vor Heimweh, sie denkt an die Gänse, die sie gehütet hat, und an ihren Opa. Jeden Tag nach dem Essen muß sie ein Glas Rotwein trinken, weil man sie für »blutarm« hält, und ob sie nicht vielleicht Würmer hat, wird sie gefragt.

Rostock, im Sommer 1904?

Das ist die Zeit, in der Körling vor dem Kröpeliner Thor – damals wird es noch mit »h« geschrieben – auf die große gelbe Postkutsche wartet. Er hat lange Strümpfe an und eine Matrosenmütze auf dem kahlgeschorenen Kopf. Die